

Christian Eichler: Kult und Kultur des Fußballs

Vortrag in Frankfurt, 14. Januar 2006

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zu Beginn meines Vortrages möchte ich Sie entführen. Auf ein Garagendach an einem glühendheißen Frühsommertag vor langer Zeit. Ich war elf Jahre alt. Ich kam aus einer nicht sehr fußballbegeisterten Familie. Man ging nicht ins Stadion – obwohl die Schalker Glückaufbahn, später auch das Parkstadion bei günstigem Wind und Torjubel in Hörweite lagen. Aber ich hatte einen großen Vetter, der zufällig an jenem Tage zu Besuch da war, und der sagte, komm, wir fahren hin. Wohin? Zum Fußball.

Es war der 34. und letzte Spieltag der Bundesliga, und es war nicht irgendein Saisonfinale, es war auch nicht irgendein „Herzschlagfinale“, wie man das heute gern aufpeppt – es war die Mutter aller Saisonfinals. Vor dem letzten Spieltag standen Borussia Mönchengladbach und Bayern München in der Tabelle fast völlig gleich: Beide hatten 48:18 Punkte. Beide hatten je 34 Tore kassiert. Gladbach aber hatte nur 73 Tore geschossen, Bayern 74. Um ein einziges mickriges Tor war Bayern besser.

Die Gladbacher mußten nach Frankfurt, zur Eintracht, die noch in Abstiegsgefahr schwebte. Die Bayern spielten beim MSV Duisburg, der schon gesichert war. Duisburg lag viel näher, also fuhren wir hin. Es gab natürlich keine Eintrittskarten mehr. Wo landeten wir? Nicht auf irgendeiner Tribüne. Sondern auf einem überfüllten Garagendach mit Blick auf einen Teil des Wedau-Stadions. Von dort sah man nicht viel und erlebte doch alles. 0:0 zur Pause, in Frankfurt stand es 1:0 durch Netzer, doch halt, im Radio, mit dem Halbzeitpfeiff, der Ausgleich durch Dr. Hammer, durch Bernd Nickel. 1:1, immer noch waren die Bayern um ein Tor vorn. Dann, in der zweiten Halbzeit, kochte sie über, die Atmosphäre auf dem glühenden Garagendach. Budde schoß das 1:0 für den MSV, und die Duisburger feierten, als spielten sie und nicht die Nachbarn aus Gladbach um den Titel.

Wir sahen nur winzige Männchen dort unten auf dem Spielfeld, weit hinter den Bäumen, doch man hätte Beckenbauer und seine eleganten Bewegungen selbst aus dem Weltall erkennen können. Seine Wut und Gereiztheit auch. Sie steigerte sich, in der 69. Minute fast gleichzeitig das 2:0 durch Budde fiel und im Radio die Gladbacher Führung durch Köppel. Gladbach gewann am Ende sogar 4:1, Bayern kapitulierte, und die MSV-Fans stürmten den Rasen, als hätte ihre Mannschaft soeben den Titel gewonnen. Doch den gewannen die Gladbacher, meine Gladbacher, fest verwurzelt in meinem Fußballherzen seit jenem Tag, an dem sie hier, an diesem Ort, im Frankfurter Waldstadion deutscher Meister wurden – die letzte Mannschaft, die hier in Frankfurt die Meisterschale erhielt. Und ich war dabei, 200 Kilometer entfernt, auf einem glühendheißen, überfüllten Garagendach.

Und damit, meine Damen und Herren, entführe ich Sie wieder zurück in die Realität, ins Hier und Jetzt, in den kalten Januar 2006, in einen überdachten Raum, in dem niemand Fußball spielt, nur einer über einer Fußball redet. „Palast der Erinnerung“, so heißt ein Buch des schwedischen Dichters Lars Gustafsson. Was ich mit meiner

Einleitung sagen wollte: Sie ist tatsächlich ein Palast: die Erinnerung. Aber der Ort, wo sie entsteht und sich verewigt und lebendig wird, muß kein Palast sein. Es reicht manchmal ein zugiges Zelt, ein klapppriges Auto, ein grauer Schulhof. Oder ein Garagendach.

Und damit sind wir beim Fußball. Fußball hat Karriere gemacht seit damals, vielerlei Karriere. Fußball ist vom Rande der Gesellschaft in den Mittelpunkt gerückt; man schämt sich auch als Akademiker nicht mehr, ein BVB-Trikot zu tragen oder den Kicker zu lesen. Fußball schlägt Jahr für Jahr Zuschauerrekorde. Fußball bringt immer mehr Geld ein. Fußball ist in Stadien zu Hause, die immer moderner und pompöser werden. Das alles ist sehr schön. Doch ist es das, worum es geht? Braucht der Fußball, um Herzenssache zu sein, um in uns lebendig zu werden, braucht Fußball dafür den Luxus, den Komfort, die architektonische Weltklasse? Ich glaube nicht. Ich glaube, daß es wie mit dem Glauben ist: Man braucht, um seinen Gott zu finden, keine prachtvolle Kirche.

Und doch, umgekehrt ist es vielleicht so: Die Kunst und Schönheit, die man den romanischen und gotischen und barocken Kirchen gegeben hat, lockt irgendwann auch die an, die gar nicht wegen des eigentlichen Zweckes des Gebäude dorthin kommen. Also nicht wegen des Glaubens, sondern wegen des Gebäudes. So ist es auch im Fußball. Es gibt mittlerweile Stadien, die sind selber ein Ereignis. Sie locken Zuschauer, die nie allein wegen des Fußballs gekommen wären. Ja, selbst solche, die allein wegen des Stadions kommen – in vielen neuen Arenen boomen Stadionführungen, also: die Architektur entfaltet ihren Reiz auch ohne Fußball. „Das ist genauso, als wenn Sie nun Schloß- oder Stadionführungen machen“, sagte im Interview mit der Zeitschrift „Rund“ der Architekt Volkwin Marg, in dessen Hamburger Büro die WM-Arenen in Köln und Frankfurt und der Umbau des Berliner Olympiastadions geplant wurden. Er sieht das Stadion als Ort der Massensuggestion und der Massenemotion. „Die Fußballbegeisterung der Massen hat eindeutig religiöse Züge“, so Marg. „Ich habe einen Enkel, der betritt ein Stadion mit dem gleichen heiligen Schauer, mit dem ein Meßdiener zu seiner ersten sakralen Handlung schreitet.“

Fußball hat viel mit Glauben zu tun. Mit dem Glauben an sich selbst. Mit dem Glauben an den Sieg. Auch mit dem Aberglauben – der sich manchmal wieder mit dem Glauben an eine höhere Macht vermischt. So trug Norbert Nigbur, der Schalker Torwart der 70er Jahre, nach einer Audienz in Rom auf dem Spielfeld stets ein Papstbild bei sich. Ich weiß nicht, ob es Glück brachte. Ich weiß nur, daß der Nachfolger jenes Pontifex Maximus, den Nigbur mit sich trug, Mitglied auf Schalke wurde. Und daß man im Ruhrgebiet bis heute sagt, wenn einer unwahrscheinlich viel Dusel hatte, wie es im Fußball ja gelegentlich vorkommt: Der hat den Papst in der Tasche.

Fußball und Glauben – dieser Doppelpaß ist natürlich heikel. Aber er macht Spaß – man muß nur darauf achten, nicht das eine mit dem anderen zu verwechseln. „Gott ist rund“, „Fußball unser“, so hießen erfolgreiche Fußballbücher der letzten Jahre. Noch viel älter ist jener Spruch, den im Ruhrgebiet jeder kennt und den einst ein Schalke-Fan auf eine Litfaßsäule sprühte. Dort stand: „An Jesus kommt keiner vorbei“ – der Fan ergänzte: „Nur Libuda.“ Als sie Libuda drei Jahrzehnte später in

Gelsenkirchen-Bismarck beerdigten, ihn, den einstigen »Flankengott«, der am Ende nur noch ein armer Mensch war, ohne Geld, Gesundheit, Familie, da war die Zeit, das richtigzustellen. »An Jesus kommt keiner vorbei«, sagte Pfarrer Goldmann in der Totenpredigt. »Auch Reinhard Libuda nicht.« Und doch, im Gedächtnis der Fußballfans, im „Palast der Erinnerung“, ist er gewissermaßen unsterblich geworden, verewigt als immerjunger Held des Balles.

„Der Fußball kann eine ernsthafte Konkurrenz sein zur Religion“, sagte der große Moralthologe Hans Küng kurz vor Weihnachten im Interview mit meiner FAZ-Kollegin Evi Simeoni. „Er kann Ersatzreligion werden. Man spricht ja sogar vom Gott Fußball. Und das Ritual im Stadion zeigt deutliche Parallelen zur Liturgie. Wenn Leute einen Pokal küssen, erinnert das an das Küssen von Ikonen. Wenn der Pokal hochgehoben wird, erinnert das an das Zeigen der Monstranz. Aber“, so Küng weiter, „nicht das einzelne Phänomen als solches ist entscheidend, sondern die gesamte Stimmung, die dem einzelnen suggeriert, das, was er gerade erlebt, sei das Größte. Wenn der Fußball nur die Leere des Kopfs und des Herzens füllt und sonst nichts drin ist, wird’s gefährlich.“

So weit Küng. Aber, wende ich ein, wird es dann wirklich gefährlich? Niemand wird behaupten wollen, ein Leben, ein Hirn, ein Herz, das nur Fußball hätte, wäre erstrebenswert. Aber ist ein Leben, das nur den Fußball hat, nicht doch noch besser als eines, das nicht einmal den Fußball hat?

Menschen ohne Orientierung suchen Rituale. Der Fußball bietet sie. Man kann in ihnen Parallelen zu einer Art primitivem Gottesdienst erkennen, aber nur, wenn man will. Fußball: ein Ritual. Fußballspieler: Meßdiener eines heidnischen Kultes, die vor der Kulthandlung ihre Wohnstatt, ihr Essen, ihre Zeit teilen. Sie berühren einander unmittelbar vor Beginn, wobei kultische Kurzgesänge ausgestoßen werden. Sie befruchten das Spielfeld mit rituellen Ausscheidungen aus Nase und Mund. Sie verständigen sich dann in einer Gestensprache, die sie vielerlei ausdrücken läßt: ihre Opferrolle, ihre Auflehnung gegen ungerechtes Schicksal, ihren ekstatischen Jubelrausch. Die Besucher dieser Messe begleiten die Liturgie mit Sprechgesang und Chormusik. Der Ort, wo sie das tun, ist etwa ein »heiliger Rasen« von Wembley, oder, wie Pelé das Maracanã-Stadion beschrieb: »der Altar des Fußballs«.

Das alles kann man so sehen. Man kann den Fußball aber auch einfach nur als ein schönes Spiel betrachten, als einen Zeitvertreib, den man ganz im Hier und Jetzt erlebt. Fußball ist Fußball.

Wenn Fußball auch eine Religion ist, dann ist er, wie es der uruguayische Dichter Eduardo Galeano formulierte, »die einzige Religion, die keine Atheisten kennt«. Die Fußball-Religion hat immer mehr als nur einen Gott gekannt. »El Divino«, der Göttliche, wurde der große spanische Torwart Ricardo Zamora genannt. Torwart Toni Turek, der den deutschen WM-Sieg 1954 festhielt, wurde vom Rundfunkreporter Herbert Zimmermann mit dem Glaubensbekenntnis verehrt: »Toni, du bist unser Fußballgott!« (Was Bundespräsident Theodor Heuss später milde tadelte.) Selbst den biedereren Verteidiger Kohler erhoben die Fans im Dortmunder Fußballtempel zum höheren Wesen, als sie ironisch-liebevoll skandierten: »Jürgen Kohler, Fußballgott.«

Und wie lautet die älteste und simpelste Fußballtaktik der Welt? Hinten dicht, und vorne hilft der liebe Gott.

Um so erstaunlicher, daß die Kirche bis in die 80er Jahre brauchte, um den Fußball für sich zu entdecken – heute ist man so weit, daß die WM-Spiele 2006 in Hunderten von evangelischen Gemeinden übertragen werden sollen. »Nicht Defensive, Offensive ist die Sache der Christen«, forderte damals der Essener Alt-Bischof und Schalke-Fan Franz Hengsbach ein Ende des kirchlichen Catenaccio. Hans-Georg Ulrichs, Stammspieler in der Fußballauswahl der badischen Pfarrer, nahm in einer Predigt das Wort Herbergers auf, das nächste Spiel sei immer das schwerste: »Ist das nicht eine treffliche Übersetzung von Jesu Bergpredigt: Sorget nicht für den morgigen Tag; es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe?« Und Karl-Fritz Daiber entdeckte in einem theologischen Kommentar zur WM 1990, der Fußball biete „keine rationale Problemlösung“, aber »Momente der Überschreitung in unserer entzauberten Welt«. Das in den italienischen WM-Stadien häufig gezeigte Bibel-Transparent »John 3.16« (»... auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe ...«) wurde allerdings von weniger frommen Fans mit »Ise 4.17« gekontert.

Zur gleichen Zeit hatte sich der bekennende Christ auch unter den Bundesligaprofis ausgebreitet, was allerdings erst durch den missionarischen Import einiger ausländischer Stars möglich wurde. Der Südkoreaner Bum Kun Cha, der Neuseeländer Wynton Rufer, der Norweger Rune Bratseth und vor allem der Brasilianer Jorginho, Autor des Glaubens-Beststellers »Steilpaß. Ehrliche Bekenntnisse«, bereiteten den Boden für die Predigt des Stefan Effenberg 1995 in der Pfarrkirche Sankt Franziskus in Mönchengladbach. Giovanni Trapattoni bereicherte die Bundesliga überdies nicht nur um völlig neue Vokabeln, sondern auch um die Sitte, aus einem Fläschchen Weihwasser auf die Erde zu träufeln.

Spätestens bei der WM 1998 war Gott ein beliebter Mitspieler auf allen möglichen Positionen geworden. »Mit Gottes Hilfe« sah der Kroatie Davor Suker Deutschland geschlagen. Dabei hatten deutsche Pfarrer ein »Beten für Berti« veranstaltet, Motto: »Gott zeigt uns nie die Rote Karte« – trotzdem sah sie Christian Wörns. »Uns können nur die Götter stoppen«, glaubte der Nigerianer Taribo West, am Ende reichten die Dänen.

Predrag Mijatovic glaubte nach dem Aus für Jugoslawien gegen Holland durch seinen verschossenen Elfmeter: »Es war Gottes Wille.« Für Cesar Sampaio waren »Gott und Dunga« die wichtigsten Mitspieler im brasilianischen Team. Sein Teamkamerad Taffarel hielt die Elfmeter im Halbfinale gegen Holland nicht allein, sondern »Gott hat mir geholfen«. Und nach dem glücklichen Viertelfinalsieg im Elfmeterschießen gegen Italien behauptete der französische Verbandsfunktionär Gerard Rousselot: »Der Papst ist ein Italiener, aber Gott ist Franzose.«

Genaugenommen war der Papst natürlich Pole. Heute ist er Deutscher, und das sollte ein gutes Omen für die WM sein. Denn wer den Papst auf in der Tasche hat, hat bessere Karten im Fußball – zumindest statistisch gesehen. Zwar endete die 13seitige »Reportage eines ökumenischen Fußballspiels zwischen der katholischen und der evangelischen Theologie aller Zeiten«, die der 1979 verstorbene Theologieprofessor Joachim Staedtke ablieferte, nur 1:1 - durch Tore von Martin Luther und Thomas von Aquin. Doch in der Wirklichkeit steht es 13:4 für die Katholiken. 13 Weltmeistertitel

gewannen die katholischen Länder aus Südamerika und Südeuropa, nur das halbwegs protestantische Deutschland mit drei Titeln und die anglikanischen Engländer mit ihrem Heimsieg von 1966 hielten dagegen.

Wenn man es genau bedenkt, wird es noch deutlicher: War nicht die beste aller deutschen Nationalmannschaften, die Elf der glorreichen frühen 70er, eine ziemlich katholische Mischung aus Bayern und Niederrheinern? Wohl um davon abzulenken, verschweigt man gern die Mönche und sagt einfach Gladbach. Aber das kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der erfolgreiche Fußball eine Domäne der Katholiken ist – vielleicht weil sie seit Jahrtausenden im Spagat aus Regelgehorsam und Spielfreude geübt sind.

Ja, auch solche hübschen und nicht ganz ernsten Gedankenspiele erlaubt der Fußball. Fußball ist Spiel, ist Lust, ist Geschäft, ist Liebe, ist Ritual, ist Kult und vieles mehr. All das war er schon immer. In den letzten Jahren und Jahrzehnten ist er aber noch mehr geworden; hat eine rasante Karriere gemacht: zum Wirtschaftsfaktor, zum Gesellschaftsereignis, zum Medienstar – kurz: zum Event. Diese Karriere sagt weniger über den Fußball selbst aus als über die Gesellschaft, in der er diese Karriere machen konnte. Fußball als Event, das Fußballstadion als Arena, als Kult-Ort, das ist ein Erlebnisangebot für Menschen, denen die Erlebnisse ausgehen. Für Menschen, die immer wieder für sich selbst den Beweis brauchen, daß sie noch am Leben sind, und zwar nicht nur als Verbraucher, Arbeitnehmer und TV-Quote. Sondern als Mensch mit Leidenschaft.

Aber Fußball ist nicht nur ein Erlebnisangebot, er ist auch ein Angebot zur Sinnfindung. Er bietet etwas, auf das man sich freuen kann, Woche für Woche, etwas von unvorhersehbarem Ausgang, das sich abhebt vom Einerlei. Ja, man mag sagen: In einer Gesellschaft, die materiell und rational geprägt ist und die sich zur Ablenkung auf emotionale, auf sinnliche Reize fixiert, bietet er etwas, das dabei mehr und mehr abhanden gekommen ist: das Spirituelle.

Das Einmalige am Fußball ist, daß er dieses Spirituelle mit dem höchst Trivialen zu verbinden vermag. Daß man im Fußball einen Lebenssinn finden kann und sich zugleich, selbst auf niedrigstem Niveau, beim Fußball gnadenlos gut amüsieren kann. Dieser Mechanismus kann eine befreiende Wirkung auf Menschen haben. Es gibt grottenschlechte Spiele, die glücklich machen. Das gibt es bei kaum einer anderen Form von menschlicher Kulturäußerung. Hier sind wir bei noch einem Schritt, beim vielleicht letzten Schritt in der aktuellen Karriere des Fußballs angekommen: dem zum Kulturphänomen.

Die Fußball-WM 2006 hat ein 30 Millionen Euro teures Kulturprogramm, es gibt Ausstellungen, Aufführungen, Opern, Gedichte, ja sogar eine Akademie für Fußballkultur (zu deren Gründungsmitgliedern Ihr Referent sich zählen darf). Ich persönlich halte Fußball tatsächlich für ein Stück Kultur. Lebenskultur. Massenkultur. Alltagskultur. Aber Hochkultur? Feuilleton-Kultur? Kultur-Kultur? Verdient dieses ehrliche Spiel das?

Es hat sich von Beginn an alle Mühe gegeben, den Angriff der Kultur abzuwehren. Lassen Sie mich ein Beispiel schildern; aus dem Jahr 1967, Tirana, an einem trüben

Dezember-Abend. Deutsche Gäste waren angereist. Sie suchten Zerstreuung vor dem entscheidenden Tag ihrer Geschäftsreise in die albanische Hauptstadt. Ihre Gastgeber hatten etwas für sie vorbereitet. Sie chauffierten die deutsche Delegation in den Kulturpalast von Tirana. Dort durften die Gäste einem »dramatischen Ballett« beiwohnen, das von der Befreiung Albaniens von türkischer Fremdherrschaft handelte. Die Sache ging natürlich nicht gut aus für die deutsche Fußballnationalmannschaft. Am nächsten Tag kam sie im entscheidenden Qualifikationsspiel für die Europameisterschaft nicht über ein 0:0 hinaus, und Deutschland verpaßte zum ersten und einzigen Mal die EM-Qualifikation.

Kultur ist nicht gut für Spielkultur, meistens jedenfalls. Deshalb überbrückt die Mehrzahl der Bundesligaprofis die bedrückend große Freizeit zwischen ihren Arbeitseinsätzen vor laufendem Bildschirm – so wie der lesende Torwart Jens Lehmann einmal die Verteilung im Mannschaftsbus beschrieb: zwei Bücher, 22 Playstations. Im Spiel wird gern der Lehrbuchkonter gepriesen und die Bilderbuchkombination, trotzdem spielt die Buchkultur keine große Rolle im Ballgeschäft. Wer in die Hochkultur fremdgeht, paßt prompt ins Raster der kickenden Kuriosität und kommt ins Fernsehen, so wie der frühere Schalcker Youri Mulder, der, als das Kreuzband kaputt war, den Schädel in die Hand nahm und den Hamlet gab. Oder natürlich, früher, der Kulturaufsteiger Beckenbauer in Bayreuth.

In den 70er Jahren haben die späten 68er den Fußball noch gern als Teil der politischen Kultur gesehen, damals, als die Räume noch weit waren, die Bälle noch lang und Netzers Pässe den Geist der Utopie atmeten. Diese Utopie lebt alle paar Jahre wieder auf. Denn eigentlich ist es vielen Intellektuellen peinlich, wenn im Kulturteil Feuilletonistisches über Fußball steht. Aber manchmal ist es schick. So wie derzeit, vor der WM 2006. Noch mehr als 1974, als die Feuilletonisierung des Fußballs in Deutschland begann.

Im Unterschied zu damals haben heute alle besseren Kicker einen Medienberater, weswegen keiner mehr einen Ausflug in die gegnerische Hälfte der Hochkultur unternimmt. So wie einst Paul Breitner in dem Film »Potato Fritz«. Er war der wandelnde (und auch noch musizierende) Beweis dafür, daß der deutsche Western keine Zukunft hatte.

Noch schlimmer waren die Ausflüge seiner Kollegen ins Tonstudio. Als die Pop-Kultur mit der Pop-Musik ausbrach und auch die Fußballer plötzlich zu Pop-Stars wurden, zog irgend jemand den fatalen Schluß, daß die Fußballer auch singen könnten (dann hätten die Beatles ja auch Fußball spielen können). Dieser swingenden Idee der 60er Jahre verdankt die Nachwelt kuriose CD-Sampler aus der immer gut gehenden Rubrik »peinliche Präsente«. Darauf findet sich fast immer Beckenbauers Gesäusel »Gute Frroinda kann niemand trrennan« (damals leider nur Platz 31 der Hitparade). Gerd Müller trällert: »Dann macht es bumm!«, Norbert Nigbur verrät: »Die Nummer 1 steht auf meinem Trikot, nur zwischen den Pfosten bin ich richtig froh.« Und die Kremers-Brüder besingen »Das Mädchen meiner Träume«. Und vermutlich haben Tausende von Deutschen im hinteren Winkel ihres Plattenschrankes oder Dachbodens noch die peinliche LP von Udo Jürgens mit den lässig schnippenden Fönwellenkickern unseres Weltmeisterteams von 1974 stehen.

Selbst der große Cruyff, der von einem Anlagebetrüger reingelegt worden war und jeden Cent brauchte, blamierte sich mit der Single »Oie oie oie«, die er dummerweise auch noch live im Fernsehen präsentierte. Mit »Head over heels in love« von Kevin Keegan verblich die Zunft der Schlager-Kicker gegen Ende der 70er Jahre, und niemand vermißte sie. Auch das Genre des Trainer-Songs blieb nach Klaus Schlappners »Schläppi Räpp« glücklicherweise ohne Zukunft.

Zum Glück läßt man heute nur noch die Fans singen. Sie haben seit den 60er Jahren, ausgehend von England, dem Stadiongesang, der akustischen Begleitung des Spiels zu großer Blüte verholfen, ja zum Rang einer eigenen, einer wahrhaft demokratischen Kunstform. Es gibt keinen Ort im Fußball, der mir eine solche Gänsehaut gibt wie die Anfield Road in Liverpool, wenn 40.000 Kehlen „You'll never walk alone“ anstimmen. Hier wird Fußball von der Körper- zur Klangkultur.

Doch muß ich das schon wieder einschränken. Denn zwar verfügt heutzutage fast jeder Profiklub über eine kult-reife Arena, über ein großartiges Publikum mit vorbildlicher Sangeskultur, aber leider auch über ein eigenes, meist ziemlich kulturloses, offizielles Klub-Lied. Diese Marketing-Idee geht in Deutschland auf Rudi Gutendorf zurück, der als Duisburger Trainer die Hans Blum Band schon in den 60er Jahren den »Zebra-Twist« einspielen ließ. Das führte zu solch peinlichen Ergebnissen wie dem Biene-Maja-Borussia-Dortmund-Song von Karel Gott und Norbert Dickel. Oder zu Dirk Heines Lied »Unabsteigbar«, das vier Abstiege des VfL Bochum einleitete.

Solche Kompositionen dienen heute in erster Linie dazu, als Soundtrack in den Telefonanlagen der Klubs Anrufer, die mangels Kenntnis einer Durchwahlnummer in die Warteschleife müssen, akustisch zu terrorisieren. Mein persönlicher Haß-Favorit lautet „Bayern München, Stern des Südens ...“, den ich mir kürzlich endlose Minuten lang als fehlgeleiteter Anrufer an der Säbener Straße anhören mußte. Eine Qual. Aber das geschah mir recht, denn immer habe ich den Bayern Pech gebracht, und irgendwie scheinen sie das zu ahnen. Ich habe sie über ein Dutzend Mal in Auswärtsspielen erlebt – und nie, ich schwöre: nie haben sie gewonnen. Das erste Mal vor 34 Jahren auf einem glühenden Garagendach in Duisburg. Ich glaube nicht wirklich, daß da ein Zusammenhang besteht. Aber was wäre Fußball ohne einen gepflegten kleinen Aberglauben?